

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Südkurier. 1945-1954
1950

2 (2.2.1950) Oberländer Chronik

Oberländer Chronik

Heimatblätter des Südkurier • Nr. 2 / 2. FEBRUAR 1950

Eine Fasnachtspredigt

Von Abraham a Sancta Clara

Gehalten am Fasnachtssonntag 1676 in der Augustiner-Hofkirche in Wien

Heute ist ein Festtag und ein Frehtag, heut kommen zusammen ein Täufer und ein Säufer, heut feiert man mit einem Wort das Fest des glorreichen Apostels Mathia und in der Welt das Fest Bachi. Denn die Fasnacht, oder besser zu reden Faßnacht, wird auf lateinisch genannt Bachanalia, so da herrührt von dem Bacho, welcher bei den Alten für einen Gott des Weins gehalten worden, deswegen die Fasnacht eigentlich sollte heißen Faßnacht, wegen des Weinfasses Bachi.

Nun ist die Frage, wie sich diese zwei zusammenschicken, Mathias und Bachus. Da antworte ich: auf das allerbeste und vollkommenste; denn wo Bachus ist, dort soll notwendig Mathias dabei sein; und ist Mathias nicht, so ist notwendig Matho (ital. Matto = Dummkopf). Mathias heißt und wird verdolmetscht: klein, Bachus heißt auf deutsch: Wein. Wo nun ein Wein ist, dort muß es klein hergehen, sonst macht einen der Wein zu einem Matho, zu einem Narren.

Gesund ist der Wein nach alter medicorum Meinung, daher auch der heilige Apostel Paulus seinem lieben Jünger Timotheus geraten, er soll Wein trinken (wegen seines Magens), es soll aber Mathias dabei, das heißt, ein klein wenig mäßig. Heilsam ist der Wein, deswegen der gekrönte Harfenist David ihm das Lob gibt: der Wein ergötzt und macht fröhlich das Herz... Aber dem Bachus muß Mathias zugesellt sein. Ein kleiner Rausch, der geht zuweilen hin; wenn man aber den Wein unmäßig trinkt und nicht ist Mathias, so wird unfehlbar Matho da sein.

Was währt zum längsten in der Welt? Die Wahrheit. Warum? Man braucht sie nicht oft, und braucht man sie, so ist man nicht angenehm. Die hat vor allen anderen erfahren der heilige Johannes der Täufer. Dieser Vorläufer Christi tät alleweil in die Ohren des Herodes das unangenehme Liedel singen; non licet, es ist dir nicht erlaubt, deines Bruders Weib. Wem war diese Motette mehr verdrießlich als Herodias, dem unverschämten Kebsweib? Damit sie nun diese verdrießliche Musik aus dem Weg räumen möchte, dünkt ihr nichts ratsamer, als dem Johannes die Singerstraßen, will sagen den Hals, aus dem er dieses non licet stets gesungen, zu verstopfen mit dem Tod, suchte alle Gelegenheit et non poterat (Mark. 6,19), und konnte aber nicht. Ob sie schon die rechte Hand des Königs war und fast Regentin in allem, so konnte sie dennoch nicht: non poterat; denn Johannes, der Prophet, war wegen seines wunderbarlichen Lebenswandels gleichwohl angenehm bei Herodes. Sie mußte deswegen die Gelegenheit erwarten, ihr langwieriges Vorhaben werkstellig zu machen. Wann ist aber die Gelegenheit? Wann? Dachte Herodias; damahlen, wenn Herodes, der König, einen solchen Rausch hat vom Wein, daß er einen Kachelofen für ein Bierglas, einen Mehlsack für ein Weinaß, einen Kirschbaum für einen Besenstil, eine Fledermaus für eine Windmühle, eine Katze für eine Wachtel, ein Starnitzl (Papiertüte) für eine Schachtel anschaut; dazumahlen ist Gelegenheit, wenn ihm die Augen glänzen wie ein gläserner Wamsknopf, wenn ihm die Wangen aussehen wie ein preußisch Leder, wenn ihm das Maul seibert wie einem getetzten Frischling, wenn ihm die Hände zittern wie der Schweif von Bachstelzen, wenn ihm die Füße schwanken wie eine schwache Haselnußstade: dazumahl wird Gelegenheit sein, wenn Herodes wird ein Narr sein. Wann wird das aber geschehen? Wann?

Markus der Evangelist, Kapitel 6, erzählt, daß Herodes an seinem Geburtstag habe ein stattliches und königliches Fest angestellt, wobei die vornehmsten Fürsten und Herren in Galiläa erschienen. Da haben die Gäste gesoffen ärger als ein Badeschwamm. Damit aber Bachus nicht allein sei, ist auch die liebliche Musik nicht ab-

gegangen, bei der die Tochter der Herodias hineingetreten ist und also schön und herrlich getanzt hat vor Herodes dem König, daß er sich drein vergafft, verafft, verliebt und zu ihr gesprochen hat: begehre von mir, was du willst, so will ich dir's geben. Ja, er schwur einen Eid: was du bitten wirst, das will ich dir geben, wenn's schon die Hälfte meines Königreichs wäre. Sie aber beehrte auf Antrieb ihrer gottlosen Mutter das Haupt des Johannes in einer Schüssel, welches ihr dann ausgeliefert wurde. Ich lasse einen Gescheiten diese Geschichte wohl erwägen und frage ihn, was da Herodes für ein großer Narr gewesen, nicht deswegen, weil er Johannes enthaupten ließ, denn der war ein armer Einsiedler, aber daß er um den Tanz einer so jungen Ete (Dirne) ein halbes Königreich angeboten, das ist nie erhöht worden, solange die Welt steht... Warum aber ist Herodes ein solcher Narr? Was hat ihn zu einem solchen gemacht? Der unmäßige Trunk Bachi, der hat ihm die Vernunft genommen, daß er nicht mehr gewußt hat, was er redete...

Es ist wahr, was Laertius geschrieben: daß an dem Weinstock drei Reben wachsen, eine sei für die Vollheit, die andere für die Vollheit, die dritte mache einen zu einem Narren. Es ist endlich wahr, was Cornelius Lapidie schreibt, daß die alten Römer glaubten: Noe, wie er den Weinstock anpflanzte, habe das Blut von vier Tieren genommen und denselben damit begossen, nämlich von einem Affen, von einem Löwen, von einer Sau, von einem Lamm, anzuzeigen, daß der Narr, unmäßig getrunken, vielerlei Narren mache: possorliche Narren wie die Affen, zornige Narren wie die Löwen, wilde Narren wie die Säue, fromme Narren wie die Lämmlein... Der Wein ist ein Geschöpf Gottes, so da gut ist; wenn er aber ohne Maß getrunken wird, so ist er ein Geleitsmann und ein Wegweiser zur Hölle. Der Wein ist ein Lebenssaft; wenn er aber in Menge gebraucht wird, ist er ein Tränklein des Todes. Der Wein ist ein Aufenthalt (Aufrechterhaltung) des Menschen, nicht aber ein solcher Aufenthalt, wie es jener probiert: ein Säufer, ein Zechbruder, der aß auf einem Festtag sehr viel Eier und trank darauf nicht wenig. Als er nun in die Luft gekommen, stieg ihm der Wein in den Kopf, daß er kaum mehr auf den Füßen stehen konnte. Wie ihm solches sein Freund vorhielt: schau, schau, der volle Narr — ich weiß nicht, sagte er, ich sehe wohl, daß das Sprichwort falsch ist, daß nämlich ein Ei und ein Glas Wein einen 24 Stunden erhalten können. Nun habe ich über 15 Eier gegessen und 31 Gläser Wein getrunken und kann mich doch kaum halten. Mein Narr, der Wein ist ein Aufenthalt des Lebens, wenn er mäßig genommen wird, sonst ist er eine Schwächung des Leibes... Tolle Narren macht der Wein. Von einem dergleichen lese ich, den aber sein Weib absonderlich bekehrt. Dieser war ein immer präsenter Astrologus, will sagen: ein sternvoller Säufer alle Tag. Sein Gesicht war alleweil wie ein Reibstein, auf dem Zinnober gerieben worden, und konnte man diesen recht einen Erzsäufer nennen, weil er ein Gesicht hatte wie eine Erzgrube, in der man Metalle und Kupfer gräbt. Wie er nachts trunken nach Haus gekommen, hat er gewütet, getobt, geschrien, geworfen, geschlagen, gebüllt, gedonnert, gehagelt, geflucht, als wäre er der Jupiter selbst. Was muß ein Weib tun mit und bei einem solchen vollen Narren? Die, indem sie lange Zeit diesen schlemmischen Gesellen erduldet hat, erdenkt ein Mittel, das ihr, zweifle ich gar nicht, Gott eingegeben. In derselben Stadt, wo sie wohnte, da war ein Brüderhaus, in dem man pflegt arme Leute wie auch die Nürischen und Unsinnigen einzusperren. Wie nun einmal dieser Zechbruder toll und voll nach Hause gekehrt, auch endlich nach dem



ABRAHAM A SANCTA CLARA Zeichnung: Hans Sauerbruch

Bemerkungen

Die alemannisch-schwäbische Fasnet findet durch unseren bekannten Volkskundler Professor Dr. Joh. Künzig in einer soeben im Verlag der Landesstelle für Volkskunde in Freiburg erschienenen Schrift unter obigem Titel eine nicht nur präzise wissenschaftliche, sondern auch allgemein interessierende Darstellung. Der Verfasser geht den verschiedenen Fasnetsbräuchen und -gestalten unseres Landes aufs genaueste nach und schöpft dabei nicht nur aus einer genauen literarisch-historischen Kenntnis, sondern ebenso aus eigener Beobachtung der heute noch lebendigen Formen. Das ist für jeden Volkskundler interessant, für jeden Angehörigen einer Narrengesellschaft aber eine Fundgrube und ein unerläßliches Rüstzeug für die sinnigere Bewahrung des Ueberliefernten, dessen Herkunft oft bis ins Mittelalter zurückreicht und ohne Kenntnis der Zusammenhänge gar nicht zu erklären ist. So haben z. B. früher Pfarrer von Dörfern Fasnetspiele geschrieben, die in ihrer alten oder abgewandelten Form noch heute aufgeführt werden. Das Bändlein ist mit ausgezeichneten Bildern versehen, auf denen so ziemlich alle bekannteren Fasnetsfiguren zu sehen sind. Wie lebendig die Volksbräuche der Fasnet noch heute sind, hat kürzlich das Narrentreffen in Radolfzell gezeigt. Uebrigens hängt mit diesen Bräuchen auch viel schönes heimatliches Kunstgewerbe zusammen, wie die Maekenschneidererei, die Kostümmalerei und -schneidererei. Der Schrift, auf die noch zurückzukommen ist, möchte man die weiteste Verbreitung nicht nur unter den von der Narrheit Besessenen, sondern auch unter den Liebhabern der Sitten und Gebräuche des Volkes wünschen, denen sie eine lehrreiche und vergnügliche Lektüre sein wird.

Ueber Dichter und Dichtkunst sind soeben zwei instruktive, umfangreiche Bücher erschienen. Das eine, „Deutsche Dichter von 1700 bis 1900“ schrieb er in Zürich lehrende, aus Schaffhausen stammende Professor Emil Ermatinger, das andere, „Formgeschichte der deutschen Dichtung“, der heidelberger Professor Paul Böckmann, ein geborener Hamburger. Dieses ist im Verlag von Hoffmann und Campe in Hamburg, jenes im Athenäum-Verlag in Bonn erschienen. Beides sind Bücher von Professoren, aber keine Professorenbücher. Ermatinger geht von der Persönlichkeit der Dichter in jenem bedeutungsvollen Zeitraum aus, zeichnet auf Grund einer umfassenden Kenntnis und mit feinem Einfühlungsvermögen Charakter und Leben, Wille und Werk, und kommt von hier aus ungezwungen zu der großen Entwicklungslinie von der Formdichtung zur Erlebnisdichtung, von der Nachahmung und Artistik zur lebendigen Gestaltung des Eigenen. Die Charakterbilder sind so fein und gründlich gezeichnet und die Beispiele so treffend gewählt, daß die Lektüre geradezu fesselnd wirkt. Als besonders ansprechend wäre für uns zu erwähnen, daß der Schweizer Gelehrte dem alemannischen Beitrag zum deutschen Schrifttum die gebührende Würdigung zuteil werden läßt. Ein ganz vorzügliches Kapitel ist z. B. J. P. Hebel gewidmet. Hier ist einiges nachzutragen, denn besonders in der Kunst der Erzählung wurde von dieser Seite Bedeutendes geleistet, nicht in provinzieller „Heimatkunst“, sondern in klassischer Prägung.

Böckmann stellt das Formproblem in den Mittelpunkt. Das nötigt zu einer grundsätzlichen Betrachtung der Entwicklung des sprachlichen Ausdrucks von der Sinnbildsprache bis zur Ausdruckssprache. Der Rahmen ist weiter gesteckt, er reicht vom Mittelalter bis zur Gegenwart. Die Kenntnis der Literatur, auch in entlegenen Bezirken, ist staunenerregend, die Auswahl der Proben und die Beweisführung des Verfassers sind treffend, die Darstellung belehrend und überzeugend, aber nicht lehrhaft. — Es ist bemerkenswert, daß die beiden Gelehrten, von ganz verschiedenen Standpunkten die Entwicklung betrachtend, zur gleichen Grundanschauung kommen. Erwähnt zu werden verdient noch, daß beide Werke von den Verlegern in würdiger Ausstattung herausgebracht wurden.

Ueber die Baar als historische Landschaft bringt der Verlag Rombach & Co. in Freiburg ein kleines Bändchen heraus, das einen Vortrag K. S. Baders über die historisch-politische Geschichte dieses interessanten Gebiets vom Mittelalter bis zur Neuzeit enthält, ferner einen zweiten von J. L. Wohleb über die Kultur der Baar im achtzehnten und neunzehnten Jahrhundert. Es lebt da oben ein begabter Stamm, der namentlich in künstlerischer Beziehung immer wieder viel beachtete Leistungen zustandegebracht hat. Wie bedeutungsvoll aber ein kultureller Mittelpunkt, das Hegen und Pflegen, Entdecken und Fördern sind, wenn das einzelne nicht heimatlos im Raum verloren gehen soll, wird hier augenscheinlich. Dieser kulturelle Mittelpunkt war die fürstenbergische Residenz in Donaueschingen, das Geschlecht der Fürstenberger überhaupt, das in dieser Landschaft Begabungen suchte und entwickelte und fremde heranzuziehen und einzuliedern wußte und dem Ländchen damit weit über seine Grenzen hinaus Beachtung verschaffte.

Mörrike saß in der „Krone“. Eduard Mörrike war öfters am Bodensee, wie man weiß oder auch nicht weiß, und er liebte die Bodenseelandschaft. Dino Larese in Amriswil ist der Sache nachgegangen und hat mit viel Fleiß alles zusammengetragen und in einem ansprechenden Heft veröffentlicht, was in Briefen und Werken Mörrikes und in Zeugnissen anderer über die Aufenthalte des Dichters am Bodensee niedergelegt ist. Mörrike kam auch öfters nach Konstanz und dann kehrte er meistens in der „Krone“ ein, ließ sich von der Jungfer Sophie Poppele ein Glas Bier und eine

Zigarre geben und schaute behaglich zum Fenster hinaus auf das Leben und Treiben des Volkes. Nachher ging er ins Billardzimmer und las den „Schwäbischen Merkur“, damals und bis zu ihrem Ende eine der besten Zeitungen Süddeutschlands. Drei Monate lang wohnte Mörrike auch drüben im Thurgau. Man liest nichts von Schwierigkeiten beim Grenzübergang. Anscheinend betrachtete man die Grenze damals noch nicht als Anlaß für die Erstellung von Sperren und zum Aufmarsch von einigen Sorten bewaffneter Kräfte hüben und drüben. Es war eine Zeit, in der auch noch lyrische Stimmungen aufkamen, von denen die Aufzeichnungen Mörrikes voll sind, die uns Larese zusammengefaßt vor Augen führt.

„Nach des Stifters Meinung“. An Neujahr jeden Jahres hält die „Ehrbare Gesellschaft der Hunderteiner“ in Meersburg ihren Trunk. Ehemals war es ein Neujahrsmahl, das die Bürger zu Beginn des neuen Jahres vereinigte. Hiefür, besonders auch zum Ankauf von Wein, sind im Laufe der Jahrhunderte Geldstiftungen gemacht worden; so von dem Meersburger Wundarzt Kaspar Miller, der am 24. November 1635 der Pest erlegen ist. Die Höhe seiner Stiftung ist nicht bekannt. Doch betrachtet die Volksmeinung gerade ihn als Stifter der Gesellschaft, wozu sein heute noch alljährlich abgehaltener Jahrtag, an dem alle Gesellen teilnehmen sollen, sicherlich viel beiträgt. Aus dieser Auffassung ist auch sein Gedenkstein an der Pfarrkirche mit den Jahreszahlen 1635 bis 1935 entstanden. Dieser Auffassung sind wohl auch die meisten „Ehrbaren Gesellen“, wenn sie den Pokal leeren mit den Worten: „Nach des Stifters Meinung“.

Doch ist sie nicht ganz zutreffend, wenn dem Worte „Stifter“ der Sinn von „Gründer“ beigelegt wird; es hat nämlich viele Stifter von Geld- und Sachwerten zugunsten der Hunderteiner im Laufe der Jahrhunderte gegeben. Wenig bekannt als Stifter sind die Brüder Johann und Anton Bühlmann aus Radolfzell, die beide Geistliche in Meersburg waren. In deren Stiftung vom 4. Juni 1571 ist eine förmliche Anweisung für den Neujahrstrunk gegeben. Es werden da 30 Gulden der „Bruderschaft Unser lieben Frauen“ und „Gemeinen Stubenherren und Gesellen“ im „Bären zu Mörsburg“ gestiftet von Johann Bühlmann, artium magister, Dekan des Kapitels Linzgau und seinem Bruder Anton, Kaplan in Meersburg. Beide haben auch den Katharinenaltar der Gottesackerkapelle i. J. 1562 gestiftet. Sie sind dort als Stifter in betender Haltung dargestellt. Nach dem Wunsch dieser beiden Stifter soll aus dem Zins der Stiftung alljährlich ein Eimer Wein gekauft und von den Gemeinen Stubenherren und Stubengesellen im Bären am „Neujahrstag, wann und wo sie das gewöhnlich Neujahrsmahl halten, anfänglich fargestellt und mit ungefähr solchen Worten verehrt werden: Ehrsame und liebe Herren, diesen gegenwärtigen Trunk verehren euch Magister Johann Bühlmann, vor Zeiten Pfarrer und Herr Anton Bühlmann, Kaplan Sankt Katharinenpfründ allhie gewesen, beide Brüder, mit Wünschung eines glückseligen neuen Jahres an beiden Seel und Leibs. Das verleihe uns allen und ihnen beiden die ewige Seligkeit der allmächtig ewig gütig und barmherzige Gott. Solchen Wein sollt und wollt ihr von ihr beiden wegen freundlich und mit Freuden austrinken und daneben ihrer beiden Seelen in eurer Fürbitte gegen Gott nit vergessen.“

X. Schilling.

Firnelicht

Wie pocht das Herz mir in der Brust
trotz meiner jungen Wanderlust,
wann, heimgewendet, ich erschaut,
die Schneegebirge, süß umblaut,
das große stille Leuchten!

Ich atmet eilig, wie auf Raub,
der Märkte Dunst, der Städte Staub.
Ich sah den Kampf, was sagest du,
mein reines Firnelicht, dazu,
daß großes stilles Leuchten?

Nie prahlt ich mit der Heimat noch
und liebe sie von Herzen doch!
In meinem Wesen und Gedicht
allüberall ist Firnelicht,
das große stille Leuchten.

Was kann ich für die Heimat tun,
bevor ich geh im Grabe ruhn?
Was geb ich, das dem Tod entflieht?
Vielleicht ein Wort, vielleicht ein Lied,
ein kleines stilles Leuchten!

Conrad Ferdinand Meyer

Oberländer Chronik
Redaktion: Friedrich Munding

gewöhnlichen unsinnigen Tumult sich ermattet hat und eingeschlafen ist unterm Ofen, ruft sie vier Spitalbrüder und befiehlt ihnen, diesen ihren in Wein und Schlaf versunkenen Mann samt dem Unterbett ins Spital zu tragen und allort in eine Narrenzelle einzusperrn. Die tuns, weil sie wohl wußten, nicht umsonst. Und damit sie ihm desto mehr seine Verrücktheit zeigen konnte, hatte sie ein Narrenkleid und eine Kappe mit sich genommen und neben ihn gelegt.

Der, nachdem er den dicken Rausch ausgeschlafen und ihm die Haare auf dem Kopf geschwollen wie einem indischen Pavian, greift um sich, schaut um sich, wo er sei, läuft zum Fenster, zur Tür, sieht, daß alles mit großen Eisengattern verschlossen ist. Hierüber sieht er Narren und unsinnige Leute aus einem Kotte (Verließ) herausgehen, fängt deswegen an jämmerlich zu schreien und zu wüten, aber umsonst, niemand wollte ihn hören. Der arme Tropf möchte schier erfrieren, tut also nothalber das Narrenkleid anlegen. Zu Mittag brachte man ihm, wie andern auf der Seite, ein wenig zu essen, einen Becher Wasser, weiter nix. Der lamentiert, protestiert und blasphemiert und suppliziert um aller Götter willen, man solle ihn lassen mit seinem Weib reden. Die sagten bald, sie wär nicht zu Haus; bald war sie von einem anderen Geschäft verhindert. Endlich sagten sie, daß sein Weib wolle nichts mehr zu schaffen haben mit einem närrischen und unsinnigen Mann. Der endlich ist in sich selbst gegangen und hat um Gottes Barmherzigkeit gebeten, man wolle ihn doch frei und los machen. Er wolle sich die Zeit seines Lebens nicht mehr voll trinken. Er sehe nun wohl, daß ihn Gott und sein Weib gerecht strafen, als einen Narren. Weil er nun so gute Saiten aufgezogen und goldene Berge versprochen hat, ist er freigelassen worden und hat die übrige Zeit seines Lebens dergestalt sich des Weines bedient, daß er nimmermehr eine Unmäßigkeit in demselben begangen hat, fürchtend, er möchte wieder in das Narrenhaus gesperrt und aus ihm nie mehr herausgelassen werden . . .

Bachus, der Wein, macht aus Frommen Böse, aus Schwänen Raben, aus Reichen Arme, aus Gesunden Kranke, aus Schönen Schändliche, aus Gescheiten Narren, Narren. Ein jedes Spiel hat sein Ziel, nicht gar zu wenig, nicht gar zu viel . . .

Kurz davon zu reden: weil Mathias klein heißt, so will ich die Predigt nicht groß machen, sondern beschließe sie mit diesem: Amen!

Abraham a Sancta Clara

Hans Ulrich Megerle wurde 1644, also noch zuzeiten des Dreißigjährigen Krieges, in Kreenheinstetten am Heuberg geboren. Er trat in den Augustinerorden ein, und wurde als Pater Abraham a Sancta Clara, weil er nämlich in der Hofkirche a Sancta Clara in Wien predigte, schon zu Lebzeiten bekannt und berühmt, sowohl als Prediger, wie als volkstümlicher Dichter. Als Prediger, weil er sonntags den hohen und höchsten Herrschaften des kaiserlichen Hofes in Wien auf eine gar nicht zimperliche Art den

Kopf wusch, was öfters viel Erstaunen, zuweilen auch Aergernis verursachte, wie wir wissen. Die eine oder andere gepuderte Barockperücke mag über die saftige Ausdrucksweise des derben alemannischen Paters ins Wackeln gekommen sein. Er mußte sogar einmal auf allerhöchsten Befehl am nächsten Sonntag zurücknehmen, was er sonntags zuvor gesagt hatte. Aber man kam dabei vom Regen in die Traufe, denn wie er's zurücknahm, war noch stacheliger. Es muß nicht bequem gewesen sein, mit diesem Kreenheinstetter anzubinden.

Die Handschriften der Predigten Abrahams a Sancta Clara wurden erst in den zwanziger Jahren unseres Jahrhunderts in der Wiener Nationalbibliothek aufgefunden. Sie runden das Charakterbild dieses skurrilen Alemannen, wie wir es aus seinen Schriften schon kennen. Er war kein theologischer Eiferer und kein Fanatiker. Aus Wort und Schrift spricht ein urkräftiges Behagen an poetischen Bildern und an einer drastischen Ausdrucksweise. Er hielt sich nicht lange damit auf, die Lippen zu kräuseln und nach schönen, wohlgesetzten Worten zu suchen. Wie ein Sturzbach strömt es daher, er nennt das Ding beim Namen, entnimmt der Bibel auf seine Weise, was ihm zu Diensten ist, fährt wie ein Unwetter in die überhebliche Selbstzufriedenheit seiner Hörer und Leser, freut sich unbändig über ein treffendes Gleichnis oder ein schlagendes Wort, in denen sich Humor und Witz und Güte spiegeln. Bis auf den heutigen Tag, über 350 Jahre ist die geprägte Form dieser krausen, durch und durch originellen Persönlichkeit lebendig geblieben. Sie wieder einmal ins Licht zu setzen, ist also mehr als eine Spielerei mit einer historischen Merkwürdigkeit. Insbesondere für uns engere Landesleute Abrahams a Sancta Clara ist's ein Blick in den Spiegel, in dem wir Züge unseres eigenen Ichs erkennen.

Es will uns auch so vorkommen, als habe man verwandte Klänge schon irgendwo einmal vernommen. Und die Empfindung ist richtig. Ist nicht Hansjakob aus ähnlichem Holz geschnitzt? Auch er ein derber, bäurischer Schilderer seines Volkes mit dem lehrhaften Unterton, auch er voller Humor und Güte, auch er voller Freude an Bild und Wort, auch er eine geprägte Persönlichkeit, auch er ein eigenwilliger Feuerkopf, der Hörer und Leser mit sich riß. Selbst hinüber zu dem sanfteren Hebel mit seiner behaglichen Erzählerfreude führt die Spur der Verwandtschaft.

Man ist jetzt dabei, Abraham a Sancta Clara, diesen berühmten Kreenheinstetter ordentlich in die Literaturgeschichte einzugliedern. Vorläufig kann man sich aber an seinen Predigten und den lustigen und ernsten Geschichten erfreuen, deren Handschriften nicht leicht zu entziffern sein sollen, denn sie sind kraus und sonderbar wie die Ausdrucksweise ihres Verfassers.

Hans Sauerbruch hat nach zeitgenössischen Vorlagen ein Bild Abrahams beigezeichnet. Es kam ihm aber zupaf, daß in Konstanz ein hochbetagter kreenheinstetter Verwandter des Paters Abraham a Sancta Clara lebt, der ihm, nach den Bildern zu urteilen, wie aus dem Gesicht geschnitten sein muß, nämlich der Schreinermeister Megerle, der mit Recht stolz ist auf seinen berühmten Vorfahren. Fr. Munding.

Fasnacht anno dazumal

Ungefähr in den Jahren 1540—1560 entstand im Schloß zu Meßkirch die Chronik der Grafen von Zimmern, eine unerschöpfliche Quelle für Geschichte, Sprache und Volkskunde. Sie vermittelt in zahlreichen Anekdoten mosaikartig ein lebendiges Zeitbild jener Epoche. Mögen es Historien von Mönchen oder Kaufleuten, von Fürsten oder Pfarrern sein, von Trinkgelagen, Geistern oder Messen, immer sind sie mit einem guten Humor gesehen und erzählt, wie es auch Geschichten über die Fasnacht jener Zeit zeigen.

So heißt es z. B.: „Anno 15. hat man in Rottweil große und herrliche Fasnachtsteste gehalten. Viele Adlige und vornehme Leute waren dort. Damals lebte auch die Witwe des Freiherrn Johann Wernher v. Zimmern, eine Gräfin v. Oettingen (gest. 1528) in der Stadt. Sie hatte einen Diener namens Hanns v. Brauen. Ihm wurde vom Rat die Erlaubnis gegeben, auf dem Marktplatz mit seinem ehemaligen Genossen Hans Sättelin ein Stechen und allerhand Kurzweil aufzuführen. Hanns von Brauen aber richtete einen Strohhann auf seinem Roß zurecht und zog dann der Strohpuppe seinen Harnisch über. Darunter verbarg er einige blutgefüllte Saublasen. Er selbst führte als Knappe verkleidet ein Pferd. Das Turnier begann und schon beim zweiten Gang traf der Hans Sättelin den Strohhann so gut, daß der vom Pferd fiel und das Blut aus den Blasen nur so floß! Alles schrie: „Der Hanns von Brauen ist tot!“ Wie das der Sättelin hörte, floh er samt seinem Pferd in eine nahegelegene Kirche. Dort durfte er ja nach damaligem Recht nicht ergriffen werden. Er ließ sich auch nicht herauslocken, bis schließlich der totgeglaubte Hanns von Brauen selbst kam und ihn herausführte.“

Auch aus der Zimmerresidenz Meßkirch wird von einer Fasnacht zuzeiten Herrn Wernher des Jüngeren (1423—83) berichtet: „Er hat zu seiner Zeit eine Fasnachtskomödie auf dem Markt in Meßkirch zu spielen erlaubt und selber zugesehen. Das Spiel ist so gewesen, daß ein alter Mann verjüngt worden ist.“ Auf recht modern anmutende Weise wurden ihm dabei seine alten Keimdrüsen durch neue ersetzt. Dies schien dem Freiherrn doch ein allzu derber Spaß und „Er erzürnte sich als ein ernsthafter Mann dermaßen, daß er die Fasnachtsspieler in den Turm werfen lassen wollte, denn er meinte, das wäre gegen die guten deutschen und züchtigen Sitten; aber es ward ihm abgebeten und ausgedredet.“

In einem Fasnachtsgeschehen hat auch folgende Geschichte ihren Ursprung: „Um das Jahr 1514 ungefähr ist in Meßkirch ein Bürger gewesen, Paule Hebenstreit genannt, ein so aufsehender und streitsüchtiger Mann, wie man ihn damals selten hat finden können. Seiner eigenen Art wegen ist er reichlich bekannt gewesen. An der Fasnacht ist er einmal bei etlichen guten Gesellen wie Paule Bader, Peter Schneider und anderen in des alten Jakob Rennseld's Haus gekommen. Da aber jedem bekannt, daß er ein böses, ungezähmtes Weib habe, ist während des Trinkens die Frage aufgeworfen worden, welcher wohl das gehorsamste und folgsamste Weib hätte. Alles das ist auf den Hebenstreit gemünzt gewesen. Der hat sich dieser Frage halber besonders hervorgetan und seiner Hausfrau Gutwilligkeit gelobt. Dagegen hat nun die ganze Gesellschaft um die Zeche gewettet. Hebenstreit hat sofort einen Knaben zu seinem Weib geschickt und einen Zipfel ihres Bettlinnens begehrt. Obwohl sie sehr erstaunt war und ungern folgte, hat sie doch ein Stück abgeschnitten und dem Knaben mitgegeben. So hat dann wider alles Erwarten Hebenstreit seine Wette redlich gewonnen. Diese Geschichte ist kein Geheimnis geblieben. Da früher in Meßkirch Brauch war, daß der Pfarrer an Ostern nach der Predigt einen guten Schwank erzählte, hat Pfarrer Adrian Dornvogel diese Angelegenheit aufgegriffen und am Ostertag von Paule Hebenstreit und seinem fügsamen, sanften, vorbildlichen Eheweib gepredigt. Ihre über große Folgsamkeit, wie sie in Meßkirch von den Weibern leider selten geübt werde, mache den Hebenstreit zu einem Meister in seinem Haus, an dem sich alle anderen Ehemänner ein Beispiel nehmen könnten. Deshalb sei es nur billig und recht, daß gerade er als erster Mann den österlichen Lobgesang „Christ ist erstanden“ anstimme. Das hat den Paule so sehr verdrossen, daß er so gelaut auf den Pfarrer zu fluchen begonnen hat und ihm alle Plagen wünschte. Ihm zu Gefallen zu singen, das bräucht er nun doch nicht, schrie er und ging wütend aus der Kirche. Darüber haben zwar alle gelacht, aber keiner der Männer hat wollen zu singen anfangen. Herr Adrian Dornvogel hat sich nochmal an seine andächtige Zuhörer gewendet und gesagt: „Ist das nicht zum Erbarmen? Nun wollt ich den Männern, als dem würdigeren und edleren Geschöpf, heutigen Tags die Ehre zukommen lassen, daß sie Meister in ihrem Hause seien, aber keiner hats annehmen

wollen. Auch der nicht, dem es zu Recht und in Ehren zugestanden hätte. Es muß aber jemand Herr im Haus sein. Wenn nun eine unter den ehrbaren Frauen hier ist, die sich in ihrem Haus Meister zu sein dünkt, so soll sie den herrlichen Lobgesang in Freuden anstimmen.“ — Der Pfarrer hatte noch nicht ausgedredet, da fingen zugleich hundert Weiber mit dem Osterlied an

Der rabiate Liebhaber vom Hohenkrähen

Ein besonders berühmtes Raubnest war im Hegau zu Anfang des 16. Jahrhunderts die Burg Hohenkrähen. Etwa eine Wegstunde nördlich der ehemaligen Festung Hohentwiel erhebt sich der an mehreren Seiten fast senkrecht abfallende Phonolithkegel des Hohenkrähen mit den Resten der gleichnamigen Burg. Mehrmals wurde sie belagert, eingenommen und zerstört. Die folgenschwerste Belagerung des Hohenkrähen fand im Jahre 1512 statt. Der Grund dazu war folgender:

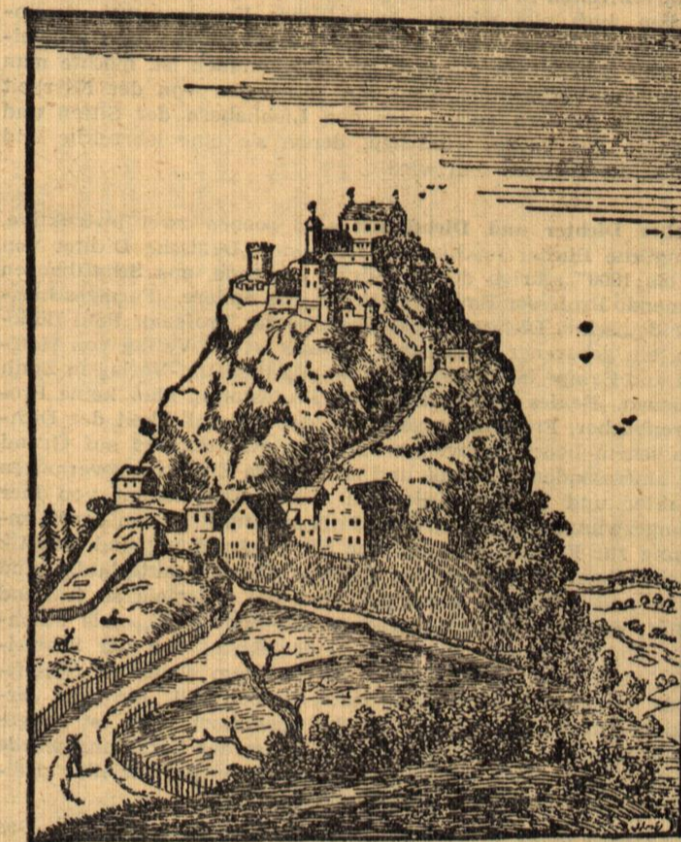
Ein Adeliger aus dem Schwäbischen, Stefan Hausner, bemühte sich um eine hübsche Bürgerstochter der Stadt Kaufbeuren; er hatte auch Erfolg, indem sie ihm die Ehe versprach. Aber schon nach kurzer Zeit weigerte sie sich, ihr Versprechen einzulösen, was zur Folge hatte, daß der Ritter sie in seiner Empörung vor das geistliche Gericht zu Augsburg fördern ließ. Dort jedoch wurde sie ihres gegebenen Wortes entbunden. Durch diesen Urteilspruch war Stefan Hausners Verlangen nach dem schönen Mädchen nicht gemindert worden, und er sann auf Mittel und Wege, sie, wenn nötig, mit Gewalt in seinen Besitz zu bringen. In Durchführung seines gefaßten Entschlusses, sie zu entführen, unternahm er mehrere Anschläge, welche ihm aber mißglückten. Als er sah, daß er auch auf diesem Wege sein Ziel nicht erreichen werde, verband er sich mit einigen armen Edelleuten und erreichte von dem Ritter Friedinger auf Burg Friedingen die Zusage, daß er, Stefan Hausner, mit seinen Verbündeten die Burg Hohenkrähen als Stützpunkt für ihre weiteren Unternehmungen benutzen könnten. Der Friedinger machte nun mit Hausner gemeinsame Sache; er und ein gewisser Thomas Bauhof, welcher mit Kaufbeuren verfeindet war, schickten der Stadt am 1. Mai 1512 den Fehdebrief. Schon kurze Zeit darauf nahmen sie fünf Kaufbeurer Bürger, welche auf den Markt nach Konstanz reisen wollten, auf der Straße gefangen und brachten sie auf den Hohenkrähen. Dort schätzte man sie um 700 Gulden, welche sie für ihre Freilassung erlegen mußten.

Wie die Chroniken aus jener Zeit berichten, werden unter diesen Raubrittern auch die Klingenberger und die Crebnitzer (oder Trebnitzer) genannt. Schon bald hatte sich der Haufen der Ritter und ihrer Knechte bis auf 160 Mann vermehrt; diese Bande machte nun durch dauernde Ueberfälle bei Tag und bei Nacht die Straßen und Wege dermaßen unsicher, daß fast jeglicher Handel unterbunden wurde. Dem Treiben der Stegreifhelden auf dem Hohenkrähen aber sollte schon bald ein Ende beschieden sein. Einer der von ihnen damals gefangenen Kaufbeurer Bürger, Georg Kreßling, hatte einen Bruder am kaiserlichen Hof; dieser, namens Lorenz von der Rosen, war des Kaisers Barbier. Als solcher bot sich ihm auch bald Gelegenheit, dem Kaiser Maximilian von der Gefangennahme der fünf Kaufbeurer Bürger und anderen Missetaten Stefan Hausners und seiner Spießgesellen Bericht zu geben. Der darüber erzürnte Kaiser gab dem Schwäbischen Bund sogleich den Befehl, die Feste Hohenkrähen zu belagern und zu erstürmen. Als Feldhauptmann wurde der zu damaliger Zeit berühmte Georg von Frundsberg bestimmt. Auf Anordnung Kaiser Maximilians wurden von Innsbruck zehn große Stücke (Geschütze), darunter der „Turnträtzel“, die „Singerin“, das „Ketterlin“, „Herzog Sigmund“ und die „Scharfmetz“, herbeigeschafft. Nicht genug damit, sandte die Stadt Augsburg auf kaiserlichen Befehl noch zwei Stücke und hundert Zentner Pulver. Als nun alle Vorbereitungen abgeschlossen waren, zog Georg von Frundsberg mit 8000 Mann nach Radolfzell. Hier unternahm er erst den Versuch, durch Unterhandlungen mit Hausner und seinen Genossen den Hohenkrähen auf friedlichem Wege in seinen Besitz zu bringen. Die „Krähen“ aber wollten von einer kampflösen Uebergabe ihres Felsenestes nichts wissen. Frundsberg zog nun mit seiner Streitmacht vor die damals als uneinnehmbar geltende Burg und lagerte sich mit seinem Kriegsvolk in einem kleinen Wald unweit des Berges, damit bei den Schanzarbeiten seine Krieger nicht den feindlichen Geschossen der Belagerten ausgesetzt seien. Die Belagerung der kleinen, aber festen Burg begann am St. Leonhardstag im Monat November 1512. Die Verteidiger der Burg waren nur 36 Mann stark und verfügten über kein größeres Geschütz, sondern nur über Handfeuerwaffen, womit sie aber unter den Belagern keinen nennenswerten Schaden anrichten konnten. Jedoch waren sie reichlich mit Proviant versorgt.

Frundsberg ließ nun auf dem westlich des Hohenkrähen, aber tiefer gelegenen Höhenzug seine Geschütze aufstellen und gegen die Burgpfisterei (Bäckerei) richten. Diese wurde schon am nächsten Tag, 9. November, so gründlich beschossen, daß das dort gelagerte Mehl und die Federn aus den Betten oben zum zerstörten Dach hinausstoben. Die Verteidiger der Burg wehrten sich nach Kräften mit ihren Doppelhaken und verspotteten ihre Feinde. Die Belagerer gaben sich alle erdenkliche Mühe, der Burg habhaft zu werden. Die auf dem steilen Bergkegel aufragende Feste bot jedoch ihren Anstrengungen Trotz; dazu fanden die Belagerer keine Gelegenheit, ihr immerhin beachtliches Geschütz näher an das „Krähennest“ heranzubringen. So kam es, daß die meisten der abgeschossenen Kugeln an den Felsen abprallten und den Berg hinabrollten. Jeder Krieger, der eine solche Kugel, die oft 4- bis fünfmal abgeschossen wurde, ins Lager zurückbrachte, erhielt dafür als Belohnung zwei Batzen. Vielleicht wäre der Hohenkrähen

Keine hat die Letzte sein wollen. Hernach war dieses Singens wegen ein solches Gespött unter der Bürgerschaft, daß Böses zu befürchten war. Deshalb hat Herr Gottfried Wernher solche und ähnliche Sachen auf der Kanzel zu treiben verboten, was bis heute so gehalten wird.“

Dr. Hans Keller.



BURG HOHENKRÄHEN IM 14. JAHRHUNDERT

lassen sie sich an einem Seil über die Burgmauer hinab auf einen Gemsensteig, der rings um den Berg führte, kletterten dann mit Hilfe ihrer Fußseisen abwärts und konnten, von den Belagern unbemerkt, entkommen. Nachdem die Adligen ihr Heil in der Flucht gefunden hatten, befanden sich nur noch deren Söldner sowie einige Bauern und ein Müller auf der Burg. Der Müller versuchte ebenfalls den Abstieg, aber des Steigens unkundig, stürzte er ab. Als später ein Landsknecht aus dem Lager seine Leiche fand, holte er sich aus dessen Kleidern 15 Gulden heraus. Nachdem somit jeglicher Widerstand der nur noch aus 18 Mann bestehenden Besatzung aussichtslos geworden war, erklärten sie sich zur Uebergabe der Burg bereit. Da jedoch das untere Tor mit schweren Felsstücken verrammelt war, mußten sowohl die im Schloß befindlichen Leute als auch ein Teil ihrer Gegner einen halben Tag angestrengt arbeiten, bis endlich ein freier Zugang geschaffen war. Die dem Anschein nach schwer bezwingbare Feste wurde somit schon am dritten Tage ihrer Belagerung eingenommen. Zuerst von den Frundsbergischen Söldnern besetzt, wurde dann kurze Zeit darauf die Burg verbrannt und ihre Mauern geschleift.

Der Urheber des gesamten Unheils, Stefan Hausner, wurde später in einem Städtchen ausgekundschaftet. Als man seiner habhaft werden wollte, flüchtete er in eine Kirche, nahm das Sakrament in die Hand und setzte sich auf den Altar. In der Meinung, daß man ihn an diesem geheiligten Ort nicht ergreifen werde, hatte er sich aber verrechnet. Man riß ihn vom Altar herab, schleifte ihn zur Kirche hinaus und — enthauptete ihn als Landfriedensbrecher. Des Friedingers Stammfeste, die Burg Friedlingen, wurde ebenfalls vom Heer des Schwäbischen Bundes verbrannt. Nach Zerstörung dieser beiden Burgen zog Georg von Frundsberg wieder aus dem Hegau ab, und das Bundesheer wurde aufgelöst.

Der Hohenkrähen scheint bald wieder aufgebaut worden zu sein, denn im Jahre 1534 übergab der König Ferdinand die Burg als ein Manneslehen mit Vorbehalt der Oeffnung an den Ritter Hans von Friedingen. Seit ihrer im Jahre 1634 durch den Kommandanten des Hohentwiel, Konrad Wiederhold, erfolgten Zerstörung, liegt die einst viel umstrittene Feste Hohenkrähen in Ruinen. Karl Blau.